

Joseph Roth: „Werke“

## Eine Neuauflage der Werke Joseph Roths in vier Bänden

Von Helmut Böttiger

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 05.04.2026

**Joseph Roth gilt als der Schriftsteller, der den Untergang der österreichisch-ungarischen K.u.k.-Monarchie melancholisch beschrieb und mit dem Roman „Radetzky-Marsch“ ein Epochenbild schuf. Eine neue Werkausgabe in vier Bänden zeigt jedoch auch andere, teilweise ziemlich widersprüchliche Facetten Roths.**

Brody, die Geburtsstadt Joseph Roths, wirkte wie das Ende der Welt. Während des Habsburgerreichs war es eine entlegene galizische Stadt an der Grenze zum Russischen Reich, und viele Romane und Erzählungen Joseph Roths durchzieht diese ganz spezifische Atmosphäre: unscheinbare Häuser, sumpfige Senken und verzweifelte Leere. Heute ist der Bahnhof von Brody kein k. und k.-Gebäude mehr, sondern besteht aus stalinistischen giftgrünen Schnörkeln, aber man besinnt sich in der Westukraine seit geraumer Zeit wieder auf die österreichisch-ungarische Vergangenheit und auf Joseph Roth – auch im Wissen darum, dass seine Sehnsucht nach dem Habsburgerreich damals eine andere war. Roths berühmtester Roman „Radetzky-Marsch“ aus dem Jahr 1932 beschwört, in chaotischen und bedrohlichen Zeiten, in melancholisch wissender Weise noch einmal den vermeintlich sicheren Hort des österreichisch-ungarischen Reichs unter Kaiser Franz Joseph:

„Der Kaiser war ein alter Mann. Er war der älteste Kaiser der Welt. Rings um ihn wandelte der Tod im Kreis, im Kreis und mähte und mähte. Schon war das ganze Feld leer, und nur der Kaiser, wie ein vergessener silberner Halm, stand noch da und wartete. Seine hellen und harten Augen sahen seit vielen Jahren verloren in eine verlorene Ferne.“

### Er legte Wert auf die kleine Form

Die große Wiederentdeckung des Schriftstellers Joseph Roth begann in den 1960er und -70er Jahren, nicht zuletzt durch einige populäre Fernsehverfilmungen, und der traurige Glanz der Habsburgermonarchie schien damals auf sein gesamtes Werk auszustrahlen. Dabei ist das Schaffen Joseph Roths äußerst vielfältig und durchaus widersprüchlich, er wechselte politische wie literarische Positionen und vor allem auch die Genres, in denen er schrieb. In

Joseph Roth

### Werke

4 Bände

Wallstein Verlag

Ca. 2400 Seiten

99,- Euro

letzter Zeit ist seine journalistische Tätigkeit wieder verstärkt ins Blickfeld geraten. Roth war in der Zeit der Weimarer Republik einer der bekanntesten Reporter und Feuilletonisten, und er legte auf die literarische Kleinform auch sehr großen Wert. Seinen Förderer Alfred Polgar, einen Virtuosen des Wiener Feuilletons, nahm Roth als Vorbild:

„Er bedarf keines eigentlichen ‚Inhalts‘, weil jedes seiner meisterlich gemundhabten Worte voller Inhalt ist. Kein Anlass ist ihm zu gering. Gerade an den geringen Anlässen zeigt er seine Meisterschaft. Er poliert das Alltägliche so lange, bis es ungewöhnlich wird.“

Nicht nur in seinen Zeitungsjahren blieb dies Joseph Roths Stilideal. In einer vierbändigen Leseausgabe seiner Werke, die der Wallstein-Verlag jetzt vorlegt, nehmen die Feuilletons, Glossen und Reportagen den vierten Teil ein. Auch die anderen drei Bände zeigen, dass es hier nicht um den Anspruch einer neuen wissenschaftlichen Gesamtausgabe geht, sondern um eine lesefreundliche Edition der wesentlichen Publikationen Roths.

### **Unangepasste Erstdrucke**

Vom großen sechsbändigen Standardwerk der Texte Roths, das zwischen 1989 und 1991 im Verlag Kiepenheuer & Witsch erschienen ist, unterscheiden sich die vier Wallstein-Bände auch darin, dass sie Roths Texte „in der Fassung der Erstdrucke“ präsentieren. Sie sind nicht dem heutigen Sprachgebrauch angepasst. Dafür gibt es ein nützliches Glossar unbekannter Wörter und Austriazismen, und den einzelnen Werken Roths werden kurze Essays zur Seite gestellt, die zum Teil extra für diese Ausgabe geschrieben wurden. Interessant ist auch der Abdruck zeitgenössischer Rezensionen. Hier lässt sich der Wechsel der Zeiten nachvollziehen, der eines der großen Lebensthemen Roths war. Einmal heißt es etwa bei ihm:

„Draußen rauschten die Wellen der Donau ihr uraltes Lied von Werden und Vergehen. Sie trugen die Sterne mit und die weißen Wölklein, den blauen Himmel und den Mond.“

Joseph Roth ist mit seiner Herkunft aus dem armen galizischen Judentum je nach Situation sehr unterschiedlich umgegangen. Das Jüdische verheimlichte er, zumal im nachkaiserlichen Österreich, so weit er es konnte. Offiziell gab er als seinen Geburtsort „Schwaby Bezirk Brody“ an, weil da vor allem nichtjüdische Deutschsprachige wohnten. Die Assimilation, das Eintauchen in das kulturelle Milieu der Weltmetropole Wien war schon früh sein Ziel, und man merkt den Schilderungen seiner Heimat immer wieder etwas Zwiespältiges an, das er mit dieser verbindet.

„Seit Jahrhunderten wandert dieses Volk der Ostjuden, der armen Bauern, westwärts. Heimat verlassend, Heimat suchend. Eine große Traurigkeit geht von ihnen aus, ihren grauen Bärten, ihren zerfurchten Gesichtern, ihren rührenden, unbeholfenen Bündeln.“

### **In den Romanen spiegelt sich die Verwerfung**

Roth war ungeheuer produktiv. Er schrieb 16 Romane, 19 Erzählungen und Novellen, und die Zahl seiner Zeitungsartikel, von denen auch heute noch bisher unbekannte auftauchen können, wird auf ungefähr 1500 geschätzt. Er wuchs journalistisch in die Zeit unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg hinein, und seine Texte gelten den Nicht-Privilegierten, den Arbeitslosen. Seine Sympathien für den Sozialismus ergeben sich organisch. Bald zieht er

um nach Berlin, in die damalige deutsche Zeitungshauptstadt, und schreibt für den sozialdemokratischen „Vorwärts“ oder für die satirische Wochenzeitung „Lachen links“. In dieser Phase unterzeichnet er seine Artikel auch gern mit „der rote Joseph“. Neben leichten und luftigen Feuilletons stehen dezidiert politische Texte:

„Die Sonne, ein radikal sozialistischer Leuchtkörper, eines der wenigen Objekte dieser Welt, dessen private Ausbeutung deshalb noch nicht gelungen ist, weil es keine Groß-Himmels-Grundbesitzer gibt, diese Sonne nimmt sich die Freiheit, allen Menschen gleich zu leuchten und die dürre Haut des Hungernden ebenso zu wärmen wie den fetten Bauch der Satten.“

In dieser wild-politischen Zeit bis etwa Mitte der zwanziger Jahre verfasst Roth auch erste Romane: „Das Spinnennetz“, „Hotel Savoy“ und „Die Rebellion“ reagieren auf die sozialen Spannungen, die die Weimarer Republik von Anfang an prägten, auf die psychischen und staatlichen Verwerfungen. Es geht um Kriegsheimkehrer, die in den abrupten gesellschaftlichen Veränderungen orientierungslos hin und her geworfen werden, aber auch um Aufsteiger und Opportunisten und um die weiterbestehenden militaristischen und autoritären Strukturen.

### **In Paris arbeitete Roth freier**

Für die Zeit durchaus typisch erscheinen seine Romane zunächst als Fortsetzungen in Zeitungen. „Das Spinnennetz“, sein erster Roman, wird im Herbst 1923 in 28 Folgen in der Wiener „Arbeiter-Zeitung“ gedruckt. Im Mittelpunkt steht Theodor Lohse, dessen Ehrgeiz und kleinbürgerliche Aufstiegsträume in einem rechtsradikalen Geheimbund enden. Es geht um Demokratiefeindlichkeit, politischen Mord und um das Herausarbeiten der Strukturen, die kurz danach zum Nationalsozialismus führen werden. Roth benutzt dabei seine große Metapher des „Spinnennetzes“ sehr virtuos.

„Er kostete seine Verborgenheit wie eine labende Nahrung. Er rückte ins Dunkel. Er spreizte die Finger in den Hosentaschen. Er beugte seinen Oberkörper vor. Er nahm, ohne es zu wissen, die lauernde Haltung einer Spinne an.“

Es ist nicht ganz klar, ob „Das Spinnennetz“ in der Zeitung vollständig abgedruckt wurde oder ob der Text Fragment geblieben ist. Die erste Buchausgabe erschien erst im Jahr 1967. Die beiden anderen der frühen Romane kamen dagegen gleich in Buchform heraus, und zwar im Verlag „Die Schmiede“, den man heute vor allem mit den letzten Titeln von Franz Kafka verbindet. Ein erster wichtiger Wendepunkt in Roths Karriere ist dann die Möglichkeit, im Mai 1925 für die Frankfurter Zeitung als Sonderberichterstatter nach Paris zu gehen. Er ist zum ersten Mal in dieser Stadt, und hier scheint das urbane und weltläufige Gegenbild zu seiner Herkunft auf, aber auch zu den verworrenen politischen Verhältnissen in Wien oder Berlin. In Paris atmet er sofort freier, und auch die Landschaften Frankreichs berauschen ihn. Er arbeitet an einer Folge von Essays, die Südfrankreich feiern, mit dem Titel „Die weißen Städte“. Hier wird eine ganz andere biografische Option für Roth wahrnehmbar. Er beschreibt seine Kindheit, die sich in grauen Städten abgespielt habe. Auch seine Jugend sei ein grauer und roter Militärdienst gewesen, und wenn er Reisen gemacht habe, seien es Reisen in feindliche Länder gewesen. Erst jetzt, im Alter von dreißig Jahren am Mittelmeer, durfte er endlich die „weißen Städte“ sehen, von denen er als Kind geträumt hatte:

„Ich habe die weißen Städte so wiedergefunden, wie ich sie in den Träumen gesehn hatte. Wenn man nur die Träume seiner Kindheit findet, ist man wieder ein Kind. Das zu hoffen, hatte ich nicht gewagt. Denn unwiederbringlich weit lag die Kindheit hinter mir, durch einen Weltbrand getrennt, durch eine brennende Welt. Sie war nicht mehr als ein Traum.“

Die völlig ungeahnte biografische Möglichkeit für Roth, in Frankreich zu leben, schien sich zu konkretisieren. Er rechnete nach ein paar Monaten damit, als fester Korrespondent für die „Frankfurter Zeitung“ in Paris bleiben zu können. Doch in der Zentralredaktion gab es mit Friedrich Sieburg einen heftigen, karrieristischen Konkurrenten, und dieser hatte machtpolitisch dann auch die besseren Karten. An den hierarchischen Verhältnissen und den internen Strukturen der Zeitungsredaktionen rieb sich Joseph Roth ohnehin permanent auf. Sein Scheitern an Sieburg hat medienspezifische Gründe.

### **Politische wie existenzielle Neuüberlegungen**

Mitte der zwanziger Jahre ändert sich einiges in Joseph Roths Leben. Seine politische Haltung beginnt, sich zu verändern, und spätestens durch eine Reise in die Sowjetunion erkennt er im Stalinismus eine ähnliche Gefahr wie im deutsch-völkischen Nationalismus. Er kommt bei diesem Anlass auch wieder in seine alte galizische Heimat. Hier begegnet er dem osteuropäischen Judentum seiner Kindheit wieder. Sein großer Essay „Juden auf Wanderschaft“ aus dem Jahr 1927 ist ein Ergebnis dieser Erfahrung:

„Ich sehe, dass man nicht umsonst 4000 Jahre Jude gewesen ist, nichts als Jude. Man hat ein altes Schicksal, ein altes, gleichsam erfahrenes Blut. Man ist ein geistiger Mensch. Man gehört einem Volk an, das seit 2000 Jahren keinen einzigen Analphabeten gehabt hat.“

Die Reise in die Sowjetunion und die Reise nach Galizien lösen politische wie existenzielle Neuüberlegungen aus. Die unübersehbaren totalitären Entwicklungen in Deutschland, der heftig grassierende Nationalismus und Antisemitismus lassen in Roth ein mit Sehnsüchten aufgeladenes neues Bild des Habsburgerreichs entstehen, einem Vielvölkerstaat, in dem die einzelnen Nationalitäten wie auch die Juden zusammenleben konnten. Es gibt Zeitungsartikel und Essays von Roth, die die k. und k.-Monarchie fast bis ins Groteske verklären. Den Kaiser sieht er plötzlich als neuen Hoffnungsträger, und der real existente potenzielle Thronfolger Otto von Habsburg wird für Roth zu einer ernsthaften politischen Option. Es ist umso frappierender, dass in Roths großem Roman „Radetzky marsch“, dem Manifest seiner neuen Habsburgthematik, von solch einer Verklärung nichts zu spüren ist. In der Literatur dringt Roth zu einer ganz eigenen Wahrheit vor, die er als meinungsgetriebener Publizist ausklammert. Das ist ein hochinteressanter Vorgang, der viel über die Eigenart des Ästhetischen aussagt. Im „Radetzky marsch“ waltet eine Wehmut, die die tatsächlichen Gegebenheiten immer im Blick hat.

„In der Nacht, er konnte nicht schlafen, rings um ihn aber schlief alles, was ihn zu bewachen hatte, stieg der Kaiser im langen, gefalteten Nachthemd aus dem Bett und sachte, sachte, um keinen zu wecken, klinkte er die hohen, schmalen Fensterflügel auf. Er blieb eine Weile stehen, den kühlen Atem der herbstlichen Nacht atmete er und die Sterne sah er am tiefblauen Himmel und die rötlichen Lagerfeuer der Soldaten. Er hatte einmal ein Buch über sich selbst gelesen, in dem der Satz stand: ‚Franz Joseph, der Erste, ist kein Romantiker.‘ Sie schrieben über mich, dachte der alte Mann, ich sei kein Romantiker. Aber ich liebe die

Lagerfeuer. Er hätte ein gewöhnlicher Leutnant sein mögen und jung. Ich bin vielleicht keineswegs romantisch, dachte er, aber ich möchte jung sein! Wenn ich nicht irre, dachte der Kaiser weiter, war ich achtzehn Jahre alt, als ich den Thron bestieg. ‚Als ich den Thron bestieg‘ – dieser Satz kam dem Kaiser sehr kühn vor, in dieser Stunde fiel es ihm schwer, sich selbst für den Kaiser zu halten.“

### **Daniel Kehlmann liefert das Nachwort**

Um sein Thema – und seine Sehnsucht – in Schach zu halten, benutzt Joseph Roth äußerst raffinierte Formen der Ironie. Er hält den Kaiser auf Distanz, der Monarch rückt in seiner Überforderung menschlich ganz nah, er ist in seiner fast rührenden, kindlichen Altersmilde so etwas wie ein idealer Herrscher. In seinen literarischen Vergegenwärtigungen stößt der Autor unwillkürlich darauf, dass die Realität des Jahres 1932 Romantisierungen einer guten alten Zeit nicht zulässt. Kaiser Franz Joseph kann nichts anderes als eine Imagination sein. Sie setzt den herrschenden Regeln etwas entgegen, was diese aber gar nicht tangiert, das Reich Kaiser Franz Josephs ist von einer anderen Welt. Und es gibt noch eine andere Irritation: Die Exegeten debattieren bis heute darüber, wie es sich mit dem Judentum Joseph Roths genau verhielt und mit seiner trotzig-heroischen Hinwendung zum Katholizismus. Auch das hängt mit dem Gefühl Roths zusammen, die moderne Zivilisation, die neuen Technologien und den sich selbst entfesselnden Kapitalismus als feindlich zu empfinden. Der „Radetzky marsch“ ist ein trauriger Blick zurück. Es ist ein Coup des Verlags, für diese Neuausgabe der Werke Joseph Roths für das Nachwort zum „Radetzky marsch“ Daniel Kehlmann gewonnen zu haben – nicht nur wegen seines Status als Erfolgsschriftsteller, sondern auch, weil sein Vater Michael Kehlmann der Regisseur der Fernsehverfilmung von „Radetzky marsch“ war, die 1965 unter großer Anteilnahme des deutschen und österreichischen Publikums gezeigt wurde. Daniel Kehlmann erinnert sich:

„Wenn ich heute die Melodie des titelgebenden Marsches höre (und man hört sie in Österreich immer noch oft), so denke ich nicht nur daran, wie Joseph Roth sie in seinem Roman verewigt hat, sondern ich höre auch die Stimme meines Vaters, der als Off-Erzähler in seinem eigenen Film fungiert und später davon berichtete, wie in der Kälte die Nase eines Schauspielers zu laufen begann, als er einen Kaiser mit laufender Nase spielte. In dieser Mischung aus historischer Wehmut und sehr gegenwärtiger, beinahe schmerzhafter Körperlichkeit liegt wohl das tiefste Geheimnis von Joseph Roths Kunst. Sie holt das Große ins Kleine zurück, findet die Geschichte in der Geste, das Politische in der Physiologie, und gerade darum bleiben seine Figuren lebendig. Solange wir noch verstehen, was es heißt, an einem Vater zu hängen und einen Sohn zu verlieren, wird dieser Roman gelesen werden.“

### **Aktuell in seiner Zeitlosigkeit**

Durch die Fernsehverfilmungen der sechziger und siebziger Jahre wurde Joseph Roth im deutschsprachigen Raum als Klassiker durchgesetzt. Eine idealtypische Besetzung war etwa Helmut Qualtinger, der 1971 in der Verfilmung Bernhard Wickis von „Das falsche Gewicht“ den Eichmeister Anselm Eibenschütz spielte, und Evelyn Opela gab die verführerische und schicksalsträchtige Euphemia Nikitsch. „Das falsche Gewicht“ war einer der letzten Texte, die Joseph Roth, von seinem Alkoholismus im belgischen Nordseebad Ostende bereits schwer gezeichnet, noch fertigstellen konnte. Im in der galizischen Grenzregion zu Russland

ebenfalls allmählich dem Alkoholismus verfallenden Eichmeister Eibenschütz spiegelt sich vieles von der Verzweiflung, die Joseph Roth in den späten dreißiger Jahren spürte.

„Zweimal in der Woche versammelten sie sich im Café Bristol, dem einzigen Kaffeehaus im Städtchen Zlotograd. Alle Mitglieder des Vereins begegneten dem Eichmeister Eibenschütz mit Misstrauen, und zwar nicht nur deshalb, weil er ein Fremder und Neuangekommener war, sondern auch, weil sie in ihm einen durchaus Redlichen und noch nicht Verlorenen vermuteten. Sie selbst waren durchwegs Verlorene. Sie ließen sich bestechen und bestachen andere. Sie betrogen Gott und die Welt und die Vorgesetzten. Aber auch die Vorgesetzten betrogen wieder ihre höheren Vorgesetzten, die in den weiten, größeren Städten saßen. Im Verein der älteren Staatsbeamten betrog einer den andern beim Kartenspiel; und nicht etwa aus purer Gewinnsucht, sondern einfach so, aus Lust am Betrügen. Anselm Eibenschütz aber betrog nicht.“

Hier fließt vieles zusammen: Joseph Roths Selbstdiagnose, die den Untergang des Eichmeisters Eibenschütz ästhetisch heraufbeschwört, und eine Analyse der galizischen Welt im alten Habsburg, die wiederum im Bewusstsein der nationalsozialistischen Realität des Jahres 1937 geschieht. Dies ist eine merkwürdige Erfahrung beim Lesen in dieser handlichen Werkausgabe Joseph Roths: Dieser Autor hat etwas Zeitloses, und deshalb ist er ziemlich aktuell.